

Rushdie droht Verlust eines Auges

Reaktionen auf Anschlag

VON CHRISTOPH SCHMIDT

Washington/Berlin. Der Zustand des am Freitag bei einem Angriff in den USA schwer verletzten Autors Salman Rushdie ist offenbar ernst. Rushdie werde aufgrund der Attacke bei einer Lesung im US-Bundesstaat New York vermutlich ein Auge verlieren, „die Nerven seines Arms wurden durchtrennt, und seine Leber wurde durch einen Stich getroffen und beschädigt“, sagte sein Agent Andrew Wylie der „New York Times“. Den Informationen nach wurde der 75-jährige Rushdie an ein Beatmungsgerät angeschlossen.

Ein Mann hatte den britisch-indischen Schriftsteller, der wegen seines Romans „Die satanischen Verse“ seit 1989 von Islamisten mit dem Tod bedroht wird, laut Augenzeugen auf einer Bühne in der Stadt Chautauqua im Westen New Yorks angegriffen und auf ihn eingestochen. Der Autor wurde danach in ein Krankenhaus geflogen. Der 24 Jahre alte Verdächtige wurde von anwesender Polizei festgenommen. Bei dem Mann aus New Jersey soll es sich Medienberichten zufolge um einen Sympathisanten des iranischen Regimes handeln.

„Angriff auf die Freiheit des Denkens“

Weltweit löste der Anschlag Entsetzen aus. Die Gouverneurin von New York, Kathy Hochul, erklärte, Rushdie habe trotz der Drohungen, die ihn beinahe sein ganzes Erwachsenenleben hindurch begleitet hätten, stets unerschrocken für die Wahrheit eingestanden. Kulturstaatsministerin Claudia Roth (Grüne) sprach von einem Angriff auf die Freiheit der Literatur und des Denkens. Es klebe nicht nur Blut an den Händen des Attentäters, so Roth, „sondern auch und ganz besonders an denen des iranischen Regimes, das bis heute an der schrecklichen Fatwa gegen ihn festhält“.

Rushdie, 1947 kurz vor der indischen Unabhängigkeit in Mumbai (damals Bombay) in eine muslimische Familie geboren, zählt zu den bedeutendsten Schriftstellern der Gegenwart. 1989 sprach Ayatollah Khomeini seine Todes-Fatwa gegen Rushdie wegen dessen im Jahr zuvor erschienenen Buchs „Die satanischen Verse“ aus. Begründet wurde der islamische Richtspruch damit, das Buch sei „gegen den Islam, den Propheten und den Koran“ gerichtet. Erst seit einigen Jahren trat Rushdie wieder öffentlich auf, nachdem er lange Zeit unter Polizeischutz in verschiedenen Verstecken gelebt hatte.

Rund zwei Wochen vor dem Attentat am Freitag sagte Rushdie dem Magazin „Stern“: „So eine Fatwa ist eine ernste Sache. Aber das ist lange her.“ Man müsse gegen Gefahren tun, was möglich sei. Doch was sein eigenes Leben betreffe, schaue er doch lieber nach vorn: „Ja, ich bin ein Optimist.“

PREISVERLEIHUNG

Goldener Leopard geht an Film aus Brasilien

Locarno. Beim diesjährigen Internationalen Filmfestival Locarno geht der Hauptpreis an „Regra 34“ („Regel 34“) der brasilianischen Regisseurin Júlia Murat. Das teilte das Festival am Sonntagabend mit. Der Titel des Spielfilms bezieht sich auf die sogenannte Regel 34. Nach der existiert im Internet zu allem, was sich dort finden lässt, Pornografie. Im Zentrum des von vielen unerwartet mit dem Goldenen Leoparden geehrten Spielfilms steht eine junge Jura-Studentin, die im Internet, und nicht nur dort, verschiedene sexuelle Fantasien auslebt. Die festliche Verleihung aller Preise des 75. Internationalen Filmfestivals von Locarno sollte am Abend im Rahmen einer Open-Air-Gala auf der Piazza Grande des malerischen Urlaubsortes am Schweizer Ufer des Lago Maggiore stattfinden. DPA

FESTIVAL

Seit 15 Jahren „Jamel rockt den Förster“

Jamel. Vor 15 Jahren hat das Ehepaar Horst und Birgit Lohmeyer das Festival „Jamel rockt den Förster“ ins Leben gerufen. Es soll ein Zeichen setzen für demokratisches Engagement und gegen die starke rechte Szene vor Ort. Seit 2007 veranstalten die Lohmeyers das Festival hinter dem Forsthaus, in dem sie leben. Bundesweit bekannt ist „Jamel rockt den Förster“ seit dem Auftritt der Toten Hosen im Jahr 2015, an den sich zahlreiche Besuche namhafter Künstler anschlossen. Um den Zuschauerandrang in Grenzen zu halten, bleibt das Lineup traditionell bis zum Start geheim. Auch an diesem Wochenende wurde es nun wieder laut in dem kleinen Ort nahe Wismar (Mecklenburg-Vorpommern). Unter anderem heizten die Indierocker Thees Uhlmann und die Thrash-Metal-Band Kreator den etwa 2500 Festivalgästen ein. DPA

„Jedes Konzert soll sich vermitteln“

Wie der Sendesaal sich im Reigen der Bremer Konzerthäuser behaupten will

Elisabeth Champollion

studierte an der Hochschule für Künste Bremen Blockflöte. Sie hat drei Ensembles gegründet: Boreas Quartett, Prisma und Ensemble Volcania und die Reihe „Gröpelinger Barock“ ins Leben gerufen. 2023 übernimmt sie die künstlerische Leitung des Sendesaals.

Frau Champollion, könnten Sie bitte folgenden Satz vervollständigen: „Der Sendesaal und Bremen, das ist wie...“?

Elisabeth Champollion: ... eine schnittige Jacht mit einer großen Partygesellschaft. Weil: Der Saal an sich ist klein, mobil, wendig, sehr wehrhaft. Und drumherum sind so viele Menschen, unser Team, das alles mitträgt, und die vielen Gäste, die bei uns ein- und ausgehen.

Herr Schulze, wie klingt das bei Ihnen: „Der Sendesaal und Bremen, das ist wie...“?

Peter Schulze: ... Deckel auf Topf. Weil: Es geht so viel Energie flöten, wenn ein Topf keinen Deckel hat. Der Sendesaal hält die Energie, die Bremen ausstrahlt, fest. Weiter gefasst, hält er den musikalischen Ruf Bremens international im Gespräch. Es gibt nicht so viele Säle dieser Art und sowieso wenige, die nicht in Weltstädten sind. Wenn man von Häusern wie der Carnegie Hall in New York oder der Wigmore Hall in London spricht, da reißt sich für Bremen eher der Sendesaal ein als die Glocke.

Elisabeth Champollion: Das stimmt, das höre ich auch von befreundeten Musikern.

Woher kommt dieser Ruf?

Elisabeth Champollion: Das Besondere ist, dass der Saal neben Musikern und Publikum der dritte Akteur ist, man das Gefühl hat, dass er mitatmet. Man hört, wie das Publikum zuhört, das sagen mir Kollegen immer wieder. Deshalb kommt beispielsweise Jahr für Jahr das Boston Early Music Festival hierher, in diese für dieses Orchester kleine Stadt und den kleinen Saal, um neue Alben aufzunehmen. Die ja dann auch mal mit einem Grammy ausgezeichnet werden. Das scheint für dieses hochrangige Orchester nur im Sendesaal möglich zu sein. Ich weiß aus eigener Erfahrung auf in- und ausländischen Bühnen, wie wichtig ein Saal für die Qualität des eigenen Spielens ist.

Nun geht es nach der Corona-Pause wieder verstärkt los mit Konzerten, gleichzeitig geben Sie, Herr Schulze, den Staffeln weiter an Sie, Frau Champollion. Das klingt nach einer doppelten Herausforderung: das Publikum wieder für Live-Events zu begeistern und gleichzeitig das Profil neu zu justieren. Wie ist das zu schaffen?

Peter Schulze: Das ist sicher auch eine Marketingfrage. Es ist derzeit durchaus schwierig, die Leute wieder zurückzubringen in Konzerte. Gleichwohl haben wir kein Problem, was die Auslastung durch Produktionen angeht; wir haben im vergangenen Jahr sehr viel mehr produziert als zuvor. Das finanziert die Konzerte quer. Nur durch die Auftritte der Künstler könnte sich der Sendesaal nicht tragen, auf keinen Fall. Das müssen wir auch stärker kommunizieren.

Elisabeth Champollion: Die Musiker, die bei uns spielen, treten eigentlich vor einem viel größeren Publikum auf und nicht nur vor 250 Menschen. Einige verzichten sogar auf ihre gewohnte Honorarhöhe, weil sie den Saal und die zauberhafte Akustik so attraktiv finden.

Dann müssen Sie sich ja eigentlich keine Sorgen um die Zukunft machen.

Peter Schulze: Was Musiker und Produzen-



Mit Elan in die nächste Saison: Elisabeth Champollion und Peter Schulze. FOTO: KARSTEN KLAMA

ten angeht, sicher nicht. Da ist die Mund-zu-Mundpropaganda so effektiv, dass ich mehr mit Absagen als mit Zusagen zu tun habe. Was das Publikum angeht, da werden wir unsere Strategien erweitern müssen, mehr auf Social Media setzen, beispielsweise. Da ist Corona ein Einschnitt.

Elisabeth Champollion: Was mich immer wieder total begeistert bei dem Saal ist diese Intimität und Atmosphäre. Es hat etwas von einer Lounge, von einem Ort, an dem in beide Richtungen kommuniziert wird. Das möchte ich nutzen, um das Publikum zu binden und neugierig zu machen. Der Sendesaal soll nicht nur senden, sondern auch auf Empfang schalten.

Wie wollen Sie das konkret umsetzen?

Elisabeth Champollion: Ich möchte kontaktfreudige Formate etablieren, beispielsweise ein klassisches „Meet the Artist“ (Triff

den Künstler, Anm. d. Red.) oder das Aufbrechen des Konzertformats, etwa vor oder nach der Pause. Da könnte man eine Art Rotes-Sofa-Situation entwickeln, bei der das Publikum einbezogen wird. Die Nähe, die der Saal ermöglicht, möchte ich stärker nutzen für einen ganz realen Austausch.

Geht es Ihnen auch darum, Musik stärker zu vermitteln?

Elisabeth Champollion: Ich will keinen Unterschied mehr machen zwischen einem klassischen Konzert, in dem ein Streichquartett Brahms spielt, und einem Konzert, in dem geredet, interagiert, kommuniziert wird. Sogenannte Education-Konzerte für bestimmte Gruppe wie Jugendliche, Senioren oder Menschen mit Migrationshintergrund sollen die Musik näher zu den Menschen bringen, einen sinnvollen Zusammenhang schaffen mit der Welt, in der sie leben.

Das sollen doch aber alle Menschen, die ins Konzert gehen, erleben dürfen: dass die Musik sie berührt, ihnen ganz persönlich etwas sagt, ihr Leben verändert. Jedes Konzert soll sich vermitteln. Auch ohne die Überschrift: pädagogisches Musikvermittlungsprojekt.

Peter Schulze: Wir ermutigen die Musikerinnen und Musiker immer, selbst etwas zu sagen. Allein ihre Stimme stellt schon eine weitere Dimension von Nähe her. Wie übrigens andererseits auch die Stille im Publikum den Künstlern durchaus aktiv etwas über dessen Hörbereitschaft erzählt.

Jetzt könnte man aber dagegenhalten: Die Künstler liefern brillantes Handwerk ab. Muss doch reichen, oder?

Elisabeth Champollion: Wir haben ja eine Verantwortung für die zwei Stunden Lebenszeit, die die Konzertgäste uns anvertrauen. Da kann man sich keine Minute gehen lassen und denken, ich spiele doch schön genug. Das reicht heute nicht mehr. Die Leute haben wenig Zeit, und um die konkurrieren viele Verpflichtungen und Möglichkeiten, von der Familie bis zum Netflix-Abonnement. Von daher müssen wir diese zwei Stunden, die sie bei uns verbringen, königlich behandeln und zeigen, wie spannend ein Live-Erlebnis auf allen Ebenen sein kann.

Sie starten mit einem Doppelabend „Farewel(l)come“ in die neue Saison, zwei Abende mit einer Reihe ausgewählter Kurzkonzerte. Ist das eins der neuen Formate, die sie regelmäßig anbieten wollen?

Elisabeth Champollion: Das ist ein sehr attraktives Format, auf jeden Fall. Am 3. September ist es zugleich eine Vorschau, bei der man sich, bei der die verschiedenen Künstler Einblicke in die Programme geben, die sie bei uns in der nächsten Saison präsentieren werden. Es ist natürlich logistisch und finanziell eine Herausforderung, aber ich halte das für eine sehr gute Verbindung in die Stadtgesellschaft hinein. Perspektivisch könnte man das Publikum rund um solche Saisonvorschauen fragen, welche Künstler interessant wären, wen wir einladen sollten. Das könnte auch über Social Media passieren – dann schaut man sich die Acts in Kurzkonzerten an und spricht hinterher darüber, wen man zu einem längeren Gig einlädt. Das wäre eine sehr aktive Beteiligung der Zuschauer.

Peter Schulze: ... und am 4. September ist das einfach eine Reihe von sieben Kurzkonzerten zu meinem langsamen Abschied mit wunderbaren Leuten, die dem Sendesaal in den vergangenen Jahren vertraut geworden sind, wie Marialy Pacheco, Florian Donderer oder Tim Fischer.

Frau Champollion, Sie sind Blockflötistin und in der Alten Musik zu Hause. Nun müssen Sie sich in Jazz einarbeiten. Haben Sie da schon einen Favoriten identifiziert?

Elisabeth Champollion: Tamara Lukasheva fasziniert mich; sie kann mit ihrer Stimme Dinge machen, die sonst nur ein Instrument schafft. Sie komponiert, schreibt, singt, spielt Klavier. Mit ihr bin ich seit einiger Zeit in Kontakt, sie wird auf jeden Fall im Sendesaal auftreten. Sie steht an der Spitze einer langen Liste, die ich schon habe.

Das Gespräch führte Iris Hetscher.

„Farewel(l)come“ vom 2. bis zum 4. September, zu unterschiedlichen Zeiten. Das Programm sowie einen Überblick über die Konzerte des kommenden Halbjahrs und Tickets gibt es unter www.sendesaal-bremen.de

Von Flüchtlingen und Rassismus

Reggae-Ikone Jimmy Cliff veröffentlicht nach zehn Jahren ein neues Album

VON NICK KAISER

Kingston. Der Name des neuen Albums von Jimmy Cliff und die erste Single daraus könnten eine polemische, politische Platte erwarten lassen: „Refugees“, also Flüchtlinge. Zu den Songtiteln gehören außerdem „Racism“ (Rassismus) und „We Want Justice“ (Wir wollen Gerechtigkeit). Viel sanftmütiger als nun bei Cliff könnten diese Themen allerdings kaum behandelt werden.

Das zentrale, oft wiederholte Motiv ist die Liebe – nicht bloß im Sinne romantischer Liebe, sondern vor allem als Lebensinstellung. Jimmy Cliff, einer der letzten noch lebenden jamaikanischen Ska- und Reggae-Pioniere, wirkt mit seinen 78 Jahren vielleicht ein bisschen altersmilde. Er ist aber noch nicht über seinen musikalischen Zenit hinaus, den er womöglich erst vor zehn Jahren mit dem vorherigen Album „Rebirth“ (Wiedergeburt) erreicht hat.

Das erste Lied prangert eine andere, negative Liebe an – die zum Geld. „Money Love“ ist ein streitbarer Song auf einem größtenteils ruhigen, träumerisch-euphorischen

ebenfalls prominenten Rolle – darunter der Song „You Can Get It If You Really Want“. Dem Film wird oft zugeschrieben, den Reggae außerhalb Jamaikas popularisiert zu haben. Außerdem hat der karibische Inselstaat kürzlich, am 6. August, 60 Jahre Unabhängigkeit von Großbritannien gefeiert. Damals, 1962, als Cliff 18 Jahre alt war, hatte seine Karriere bereits begonnen.

Der Titelsong „Refugees“ – ähnlich wie „Racism“, auf dem auch Cliffs Tochter Lily singt – ist weniger eine Anklage gegen Hass als ein sanfter Appell an Menschlichkeit und Mitgefühl. Cliff zählt darin Fluchtbewegungen aus Geschichte und Gegenwart auf – von Jesus, den Israeliten und den ersten Moslems über die Europäer, die nach Amerika gingen, bis zu den Menschen aus Westasien und Afrika, die heute nach Europa kommen.

„Flüchtlinge brauchen eine helfende Hand – könnten sie nicht jemand sein wie du und ich?“, fragt Cliff. Mit der Betonung des Wortes „Exodus“ an einer Stelle enthält der Song, den es auf dem Album in einer Rap- und einer Dance-Version gibt, auch eine kleine Hommage an Reggae-Legende Bob Marley.

Der Titelsong „Refugees“ ist eine Zusammenarbeit mit einer anderen Musikgröße der Karibik. Wyclef Jean, ein anderer bekannter Name in der karibischen Musikwelt, erzählt in einer Rap-Strophe des Liedes davon, wie seine Familie einst aus dem Geburtsland Haiti übers Meer in die USA auswanderte. Er und Cliff hätten mit der Koproduktion für die Vergessenen sprechen wollen, sagt Jean laut Pressemitteilung der Plattenfirma Universal.



Jimmy Cliff war am weltweiten Durchbruch der Reggaemusik beteiligt. FOTO: DPA